

In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 65.

Posen, den 9. September 1927.

Nr. 65.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Broddorff.

8. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ich hätte Melisse küssen sollen!“ dachte er. Der Gedanke hatte ihn trotz des heißenden Schneesturmes auf dem Heimwege ständig beschäftigt. Er bereute es, den Verlockungen ihres aufreizend roten Mundes widerstanden zu haben; er bereute es, dem Geschenk der Stunde gegenüber allzu blöde gewesen zu sein; dann fiel ihm plötzlich der Schatten neben Melisses Haustür ein, und er spürte ein Kieseln im Rücken; denn nun war er auf einmal und auf eine sonderbar unmotivierte Weise fest davon überzeugt, daß dieser Schatten Doktor Merz in Person gewesen wäre.

Welche Veranlassung aber konnte es für Doktor Merz geben, in einer Schneesturmnacht neben Melisse de Boors Haustür zu warten?

Arne stand regungslos am Fenster und starrte auf die gepfeiften Wipfel des Parkes, die mit Frauenstimmen zu heulen schienen. Eine Laterne brannte. Um ihren Fuß herum war der Schnee zu einem phantastischen weißen Gebirge zusammengeweht. Der Fuß steckte etwa in der Höhe von einem Meter im Schnee, der Rest, der von der leuchtenden Kuppel gekrönt war, wirkte unorganisch und irgendwie Mitleid erregend, etwa wie eine Blume, die man gepflückt und dann mit dem Stengel wieder ins Erdreich gesteckt hatte. Jeden Augenblick trieb der Wind neue Schneemassen um den Fuß der Laterne zusammen: es waren schroffe, weißleuchtende Felsen und dunkle Talschluchten, deren Grund das Licht der Laterne nicht mehr erreichte. Zur rechten Seite war ein sanfter, gelb schimmernder Abhang: hier sammelte sich das Licht am stärksten, und die ganze Fläche, die die Form eines großen, unregelmäßigen Vierecks hatte, schien von innen heraus zu leuchten.

„Wie eine Insel im Ozean.“ mußte Arne denken. Plötzlich fühlte er einen heftigen Schrecken. Etwas Kaltes rann durch seine Adern. Er presste die Stirn gegen die Scheiben und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Und er sah: Auf dem gelbleuchtenden Viereck neben der Laterne stand ein Mensch, dessen scharf umrissener Schatten grotesk und verwachsen auf der hellen Schneefläche tauerte.

Arnes Herz, das einen Augenblick zu schlagen aufgehört hatte, begann plötzlich wieder laut und heftig zu pochen. Er erkannte den Mann. Jetzt schien er Arne zu erblicken; denn er hob die Hand, als ob er ihm winken wollte. Arne trat vom Fenster zurück, griff nach seinem Mantel, stürzte die Treppe hinunter und sah den Doktor noch immer neben der Laterne stehen. Bei Arnes Näherkommen jedoch wandte sich der Doktor und wich mit einer Bewegung des Schreckens vor Arne zurück. Arne sah, daß er das leuchtende Viereck verlassen hatte und in der Dunkelheit verschwunden war.

„Salt!“ schrie Arne verzweifelt, stürzte wie ein Rasender vorwärts und haschte nach einem Zipfel des flatternden Mantels. Er ergriff ihn und hielt ihn fest. Aber nun war es auf einmal nicht mehr der Doktor, den er verfolgt hatte, sondern Melisse. Arne konnte deutlich ihr Gesicht erkennen — ein bleiches, lebloses Gesicht mit geschlossenen Augen und

einem blutroten Munde. Er streckte die Hände aus — da zerrann das Gesicht im Nebel.

Arne erwachte in Schweiß gebadet und fühlte das Herz wie einen Hammer in seiner Brust klopfen. Es war Morgen, und die Hochbahnzüge rauschten in der Ferne. Arne vermochte sich nicht mehr darauf zu besinnen, daß er sein Lager aufgesucht und das Licht ausgedreht hätte. Er fühlte sich müde, erregt und traurig. Das Traumerlebnis mit Dr. Merz beschäftigte ihn. Irgendwie, dachte er, war sein Leben durch das Dazwischentreten des Doktors in bestimmte und vorgezeichnete Bahnen gelenkt worden. Irgendwie war ein Faden angesponnen worden, von dem er nicht loskommen konnte, mochte er wollen oder nicht. — Welche Beziehung mochte übrigens zwischen Doktor Merz und Melisse bestehen? — Der Doktor hatte sie angerufen — gut; „ein wenig naiv“, wie Melisse meinte. Wozu aber wartete er wie ein verliebter Gymnast neben Melisses Haustür? Nein — wahrhaftig! — Arne lächelte verächtlich und schlüpfte hastig in seine Kleider; denn das Zimmer war kalt.

Im Laufe dieses Tages begegnete es Arne auf seiner Jagd nach einer bezahlten Stelle etwa ein Duzendmal, daß er den scharfen bleichen Kopf des Doktors inmitten einer Fülle anderer Gesichter zu erblicken glaubte. Er sah ihn in Automobilen, in den erleuchteten Waagons der Subwan, inmitten der Menschenwelle, die aus einem Kino strömte, während er selbst in der Elektrischen vorüberfuhr — immer war es unmöglich, dem bleichen Gesicht nachzusehen — immer entglitt es in unbekannte Fernen, immer war es wie eine aufzuckende und sich sekundenschnell wieder verflüchtigende Vision, die doch irgend eine ungreifbare Spur in der Seele zurückließ.

Am Abend dieses Tages erhielt Arne seinen ersten „Job“ — den er dem Schneefall verdankte. Er hatte sich am Nachmittag auf eine Anzeige in der „World“ hin gemeldet, durch die Männer zum Schneeschaukeln gesucht wurden. Den ganzen Tag über hatte es geschneit und gestürmt, und gegen Abend setzte der Blizzard ein, der ganze Straßenzüge in Schneewüsten verwandelte und mit gefährlichen Verkehrsstörungen drohte.

Arne arbeitete an der Siebenten Avenue, bemüht, eine schmale Gasse zu schaffen, durch die der sich beständig stauende Strom der Straßenpassanten in dünnen Rinnsalen abfluten könnte. Er arbeitete stumm und verbissen mit steifen Armen und frostverbrannten Zügen. Er fühlte keine Kälte und keine Müdigkeit; er war wie ein lebloser Körper, dessen Glieder unter dem Einflusse mechanischer Gesetze bestimmte Bewegungen ausführten. Er wußte nicht mehr, wo er sich befand: Schnee war um ihn her, und aus irgend einer Höhe schimmerten die bleichen Monde der Bogenlampen. Schaufeln knirschten, und von Zeit zu Zeit schob sich das verwilderte, von einem struppigen, graublonden Bart verhängte Gesicht seines Nebenmannes, eines herkulischen Irländers, in das blasser Gesicht. Arne verlor das Bewußtsein von Raum und Zeit: — die Schaufel senkte sich, hob sich — —. Schließlich war sie wie ein losgelöstes lebendiges Wesen, das neben ihm herhüpfte und ihn durch seine Sprünge belustigte. Er verzog die Lippen zu einem Lächeln; aber dieses Lächeln brachte ihm das Bewußtsein der Wirklichkeit wieder, denn seine erstarrte Haut schmerzte bei der Bewegung wie unter Berührung von glühendem Eisen. Und ganz plötzlich tauchte ein Zimmer vor ihm auf, ein sehr helles, sehr warmes Zimmer. Shazinthendust. —

Er hielt einen Augenblick inne, mußte sich beunruhigen und fuhr sich mit der steifen Hand über die Stirn. War das gestern gewesen? Oder vorgestern? Oder vor zehn Jahren?

„Hallo!“ rief der Irländer und blickte Arne feindselig an, weil seine Schaufel mit Arnes Füßen in unmittelbare Berührung gekommen war.

„Attention!“ —

Arne bückte sich und stieß seine Schaufel mit einer milden Bewegung in das knirschende Weiß. Nun war ein Stück der Gasse vollendet: dahinter war die Straße ganz glatt gefegt, und etwa zwanzig Meter entfernt begannen die Schneeberge von neuem. Arne stützte sich auf seine Schaufel und schöpfte Atem. Sein Mantel und seine Mütze waren mit einer dicken Schneekruste bedeckt. Der Irländer neben ihm hatte Eiszapfen im Bart.

Zwei junge Mädchen in Pelzmänteln schlüpften hintereinander durch die geschaufelte Gasse. Sie lüchelten trotz des Blizzards, der ihnen die Worte vom Munde riß. Arne blickte ihnen nach, dachte flüchtig an Melisse und bückte sich von neuem zu den Schneebergen nieder.

Eine halbe Stunde später wurde er abgelöst. Er wanderte mit gelähmten Anien zum Times-Square und ließ sich aufföhnend auf die Holzbank der Subway fallen, die nach der Bronx hinausfuhr. — —

Zwei Tage und zwei Nächte hindurch schneite es ununterbrochen. Drei Tage lang stand Arne zwischen den weißen Wällen, schaufelte Gassen und Gänge und schien erst in den Abendstunden zum Bewußtsein seines eigenen Ich zu erwachen, das gleich darauf wieder von einer grenzenlosen Müdigkeit überschattet und verdunkelt wurde.

In diesen drei Tagen war Melisse ihm sehr fern. Auch Doktor Merz war sehr fern. Arne erblickte seinen Kopf nicht mehr inmitten der vielen fremden Gesichter hinter den Glasscheiben der vorüberfahrenden Subways. Nur wenn er seine Briestasche öffnete, empfand er eine sonderbare Freude bei dem Gedanken, daß die Dollarscheine darin jetzt selbst erworben wären. Aber das waren flüchtige, rasch verwehende Momente, die gedankenschnell auftauchten und ebenso rasch wieder unter die Schwelle seines Bewußtseins hinabglitten. Als aber Arne am Abend des dritten Tages nach Hause zurückkehrte, empfing Frau Radway ihn mit der Mitteilung, daß ein Herr dagewesen wäre und nach ihm gefragt hätte. Der Herr hätte einen Brief mit einigen Zeilen für Arne zurückgelassen. Arne riß den Brief auf. Er war von Klaus Sörensen. Klaus bat darum, daß Arne ihn so bald wie möglich anriefe oder ihn, noch besser, in der Siebenundvierzigsten Straße aufsuche. Er sei den ganzen Abend zu Hause und hätte Arne eine Mitteilung zu machen, die für Arnes Zukunft vielleicht von Bedeutung sein dürfte.

Arne fühlte sich so müde, daß der Brief, der ihn unter anderen Umständen in große Erregung versetzt haben würde, ihm nur ein mattes Lächeln abnötigte. Aber er beschloß doch, sofort nach der Siebenundvierzigsten Straße hinauszufahren, und nahm sich kaum die Zeit, seine Kleider in Ordnung zu bringen.

Klaus empfing ihn gönnerhaft und überlegen. Er sah besser aus als das vorige Mal: frischer, gepflegter und elastischer, und Arne fühlte sich bedrückt durch die Tadellosigkeit seines Anzuges und die weltmännische Eleganz seines Benehmens. Klaus erzählte, daß er Gelegenheit genommen hätte, zu Mister Stilson von der Firma Stilson Brothers in Brooklyn über Arne zu sprechen. Arne hätte gewisse Ausichten, die Stelle als Wachmann bei der Firma zu erhalten. Er solle sich nur morgen früh gegen zehn Uhr in der Office von Mister Stilson einfinden. Ob ihm das möglich wäre?

Natürlich wäre ihm das möglich, erwiderte Arne mit einem erleichterten Aufatmen. Es hatte bereits am Morgen dieses Tages zu schneien aufgehört; und es würde morgen wahrscheinlich einen klaren und stillen Tag geben. Bei dem Heere der Schneeschaufler, das eingestellt worden war, würden bis morgen mittag die letzten Verkehrsschwierigkeiten beseitigt sein.

„Hast du inzwischen irgend etwas gefunden?“ fragte Klaus. „Du siehst, offen gestanden, schlechter aus als das vorige Mal.“

„Ich habe Schnee geschippt,“ sagte Arne.

„Nun — das ist immerhin etwas.“

Klaus runzelte die Stirn und glitt dann leicht über das Thema hinweg.

„Wenn du die Stellung bei der Stilson Compagnie erhältst, so bist du wenigstens fürs erste in Sicherheit. Fünf- undzwanzig Dollar pro Woche. Es ist nicht eben fürstlich, aber für einen jungen Mann ohne Familie durchaus annehmbar. — Was ich dich noch fragen wollte: Erwähnest du neulich nicht George Atherton?“

„Ja,“ sagte Arne und blickte kurz auf; denn er wunderte sich über diese Frage.

„Hast du inzwischen irgend etwas von ihm gehört?“

„Nein,“ erwiderte Arne und errötete ein wenig, weil er an Melisse de Boor denken mußte. Dann erzählte er, daß Melisse versprochen hätte, sich bei Atherton für ihn zu verwenden.

„So — so —! Da hast du also wichtige Beziehungen,“ meinte Klaus. „Sieh mal an! Du hast sofort den richtigen Weg eingeschlagen, denn ich bin überzeugt, daß die Fürsprache dieser hübschen Sängerin eindrucksvoller sein wird als die Fürsprache von Mrs. Atherton selbst.“ Er fixierte Arne einen Augenblick und verzog die Lippen, als ob er lächeln wollte.

„Mrs. Atherton?“ fragte Arne. „Wer ist Mrs. Atherton?“

Er hatte eine fremde, trockene Stimme, die er selbst nicht mehr als die seinige erkannte.

Klaus brach in ein Gelächter aus.

„Mrs. Atherton ist die Frau von George Atherton. Du kannst ihr Bild etwa alle vierzehn Tage auf der illustrierten Seite der „Times“ finden. Sie ist nicht besonders hübsch, aber im gewissen Sinne pikant, obwohl sie sich bereits den Vierzigern nähert, und macht viel in Wohltätigkeit. Vor etwa vier Wochen stand sie an der Spitze des Weihnachtsverkaufs zugunsten der Bekämpfung der Tuberkulose.“ — Klaus verstummte plötzlich und sah Arne an.

„Was machst du denn auf einmal für ein Gesicht, Arne?“

„Ich wußte nicht, daß Atherton verheiratet ist,“ sagte Arne mit seiner fremden, trockenen Stimme.

„Ja — das weiß man hierzulande sehr oft nicht. Oft genug weiß es nicht einmal die eigene Frau.“

Klaus lächelte, als hätte er einen guten Witz gemacht, und erhob sich, um die bauchige Flasche und die kleinen geschliffenen Gläser herbeizuholen. Arne wollte trinken, empfand plötzlich Widerwillen gegen das milchige Grün und setzte das Glas schweigend wieder auf den Tisch zurück.

„Man mußte Melisse auf irgend eine Weise darauf aufmerksam machen, daß Atherton verheiratet ist,“ dachte er. „Vielleicht hat er die Absicht, sich ihre Unerfahrenheit zu nutze zu machen, um sie zu betrügen.“

Er lehnte den Kopf gegen die Polster des Sessels, schloß die Augen, und sah Melisses schmalen, roten Mund, der ihm aufreizend zulächelte.

Klaus sprach von Madame Hélène, die im Laufe der letzten Tage in einem neuen Berufe untergetrochen war.

Sie verkauft jetzt Blusen oder sonstige Damenartikel in „Privathäusern,“ erzählte Klaus. „Eine anstreifende Geschichte, die große Ansprüche an die Beredsamkeit stellt. Aber sie rentiert sich einigermaßen, so daß Madame Hélène es nicht nötig haben wird, die Wohnung aufzugeben.“

Er erging sich lange und eingehend über die wirtschaftliche Lage von Madame Hélène. Arne lauschte seiner ruhigen, etwas monotonen Stimme wie dem gleichmäßigen Blätschern eines Wasserfalls, dabei dachte er unablässig daran, daß er noch heute abend zu Melisse hinausfahren müsse, um sie vor Atherton zu warnen.

„Trink aus, Arne!“ ermahnte ihn Klaus freundschaftlich. Arne trank zerstreut, lächelte und ließ sich von neuem einschenken. Klaus hielt die Flasche gegen das Licht: sie war fast leer.

Arne überzeugte sich, daß er von Times-Square aus mit der Broadway-Car bis zur Kreuzung der Achtzigsten Straße fahren könnte.

„Hast du noch Lust, für eine Stunde mit mir ins Kino zu gehen, oder hat dich das Schneeschippen zu müde gemacht?“ fragte Klaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Träger des Goethepreises: Stefan George.

(Nachdruck verboten.)

„In den nicht einmal so wenigen Literaturpreisen, die in Deutschland und Oesterreich verliehen werden, ist in den letzten Jahren einer an die allererste, an die beachtetste Stelle getreten: der Kleistpreis, ein Preis zur Ermunterung, weit weitentlicher durch die Nachwirkung seiner Verleihung, denn durch die Geldsumme, die er dem Kleistpreisträger bringt. Die beiden Schillerpreise sind seit Jahren nicht mehr verliehen worden; andere Literaturpreise, wie etwa der Hamburger Hebbelpreis oder der Bauernfeldpreis, sind nicht so sehr von Einfluß, so erfreulich ihr Dasein natürlich ist. Man gibt es seit diesem Jahre einen neuen Literaturpreis, einen, der auch weiterhin nicht zu verachten ist, den Goethepreis der Stadt Frankfurt, den als erster Stefan George verliehen bekam.

Stefan George ist der Antipode des Naturalismus; er ist der Prediger der Form, des Stils. Nach ihm ist der Kreis aller derer genannt, die sich kurz vor der Jahrhundertwende um ihn scharten, der Kreis der Blätter um die Kunst, der Kreis um Stefan George. Hugo von Hofmannsthal, Ernst Harbit, Karl Vollmöller, Ludwig Klages gehörten zu diesem Kreise, der von Stefan George mit hieratischer Strenge geführt wurde. Das neuromantische Prinzip wurde in den Blättern für die Kunst dem realistischen entgegengestellt.

Nacht, Schatten, der seltsame Stein, der egotische Vogel werden Symbole der Natur; Kultus des Schönen erteilt Stefan George in jeder Zeile. Jedes Wort wird gemogen, ausgefucht; es darf nicht alltäglich sein! Die Klangfarbe wurde auf den Ton des nächsten Vokals hin geprüft. Was vielleicht unbewußt ein Deutshold einmal getan, das wurde bei Stefan George in seinem „Siebenten Ring“ oder in „Der Teppich des Lebens“ und in „Der von Traum und Tod“ zu wehrvoller Art. „Das Jahr der Seele“, die „Hymnen“, die „Pilgerfahrten“ oder „Algalal“ sind Bücher einer ganz einzigartigen Wortkunst, die an die präziseste Dichtung Frankreichs gemahnt, und die George auch zum berühmtesten Nachdichter Verlaines machte, zum deutschen Nachschöpfer der Sonette Shakespeares. Stefan George brachte in die deutsche Dichtung seines Zeitalters völlig neue Momente, ja die Erneuerung der Form im Sinne Goethes, im Sinne Platons — und so läßt sich die Verleihung des Goethepreises an ihn sehr wohl verstehen, zumal da er schon ganz und gar nicht mehr im Brennpunkt der Meinungen steht, sondern seit Jahren bereits durch Hindolf, Wandrey u. a. literaturgeschichtlich umrissen wurde, ja sogar herart determiniert ist, daß der Frankfurter Literaturhistoriker Franz Schulz die Behandlung des Schaffens Stefan Georges in germanistischen Seminaren vornehmen konnte, Doktordissertationen über sein Werk zu vergeben vermochte.

Heinz Berger.

Mein erster Flug.

Von Herbert Gulenberg.

Man wird allmählich mit Mäselzuden von seinen fliegenden Mämenchen behandelt, wenn man es noch immer nicht gewagt hat, sich einem der Flugzeuge anzubekennen, die jetzt im Sommer tagtäglich über unsere Häuser fliegen. Vollends ein Dichter, der fliegende Mensch an sich, darf nicht mehr zurückweichen, wenn es gilt, sich von der Erde in das Reich der Lüfte zu begeben. Das hatte ich mir schon mehrfach gedacht, aber mich noch immer nicht recht getraut, den festen Boden unter den Füßen aufzugeben. Da flog vor wenigen Tagen ein Brief, an einem kleinen Sandsack befestigt, mit einer wehenden Schleife aus den Lüften in meinen Garten. Freunde aus Duisburg hatten ihn mir geschrieben und sandten mir darin Grüße aus jenen Regionen zu, in denen sich ein Dichter eigentlich von Berufs wegen und pflichtgemäß aufzuhalten hat. Das traf mich, wie den Brutus jener Zettel, den er auf seinem Richterstuhl fand: „Brutus, du schläfst!“ Und für den anderen Tag meldete ich mich, um nicht länger vor mir und anderen als Menne und berüchtigtster Poet zu erscheinen, zum Fluge Duisburg — Köln als Fahr — nein! am Himmelswillen! — als „Flug-Gast“ an. Eigentümlich schon ist schon, abgesehen von der übrigen kläglich Aufregung, die man als Neuling vor dem ersten Versuch verspürt, wenn man aus der Ferne das Flugzeug sich nähern sieht, das einen weitertragen soll. Nicht größer als eine Fliege kommt es angeschwirrt, um dann in majestätischem Bogen dicht vor uns zu landen. Das Schönste bleibt aber doch jedesmal wieder, glaube ich jetzt, der erste Anstieg des Flugzeugs. Wenn wir langsam die auf der Erde kriechenden Menschen verlassen, die uns noch zuwinken und „Glück ab!“ nachrufen. Und wenn dann der große Vogel sich plötzlich erhebt, pfeilgerade, wie es uns vorkommt, und man das jubelnde Gefühl des Narus genießt, über der Erde zu schweben. Der Schwindel, der mich bei jeder hohen Bergbesteigung, jedem Erstklettern eines Turmes plagt, stellt sich beim Fliegen weit weniger ein. Nur wenn man einmal durch das offene Fenster steil unter sich blickt, und den rasenden Zwischenraum zwischen sich und dem winzig gewordenen Ortswaagen auf der Erde ermisst, kann es einem leicht etwas schummelig werden. Aber das ungemein Beruhigende bei der Fliegerei ist der Motor. Er summt und pocht uns ununterbrochen sein hohes Lied vor, den stählernen Gesang seiner Kraft, mit der er Zeit und Raum überwindet. Und solange man diesen lauten Herzschlag des Flugzeugs, der seine Schwingen treibt, vernimmt, solange fühlt man sich unter dem Schutz eines mächtigen, guten Geistes geborgen.

Es gibt zwar Leute, die sich wie die Gefährten des Odysseus die Ohren mit Watte verstopfen, um das beläubende Geräusch nicht ständig zu hören. Sie gleichen den frühesten Benutzern der

Eisenbahn, die noch Postmannstropfen mitnahm, um mit dem Geräusch und dem Getöse des Dampftrusses schwindlig zu werden. Dahingegen gibt es auch schon erprobte und ausgeübte Flieger, die sich mit einer echten oder gespielten Unbesümmtheit auf ihren Platz bauen, gemächlich Zeitungen, oder einen Geschäftsbücherbericht oder Geschäftsakten aus ihrer Ledertasche hervorholen und sich lässig und sorglos ins Lesen vertiefen, ohne besonders auf die Dinge da unter ihnen zu achten. Nur ab und zu, wenn es ein Luftloch gibt, und das Flugzeug wie ein abwärts gleitender Fahrstuhl ein Stück hinabstößt, blicken sie einmal aus ihrem Lesen auf und schauen auf ihre Uhr, ob es nicht bald vorüber ist.

Wir Neulinge sitzen zunächst noch ganz still wie artige Schulknaben und ohne uns zu mühen, auf unserem übrigens sehr bequemen Kollerbänken, den breiten Riemen, wie Kinder in ihrem Wagen um den Leib geschnallt und starren auf den vor uns am Steuer arbeitenden Piloten und seinen Maschinen neben ihm, ehrfurchtsvoll wie auf zwei Halbgötter hin, von denen unser Sein oder Nichtsein abhängt. Manchmal, wenn uns ob der allgegenwärtigen Höhe etwas schwül im Kopf oder Magen werden will, senken wir auch unsere Augen auf die kleinen Papierbüten neben unserem Sitz, die dort für See — Verzehrun! Luftkante unauffällig angebracht sind. Aber meistens geht es, auch wenn das Flugzeug noch so ruckweise flattert, glänzend ab. Und die erstaunten und bewundernden Gesichter der Neugierigen, die sich noch immer gern um einen Flugplatz versammeln und die Ankömmlinge wie eine Art neuzeitlicher Helden betrachten, entschädigen uns hinterher reichlich für die kleinen Unbilden eines jeden Fluges, mit dem wir den Zeitgeist Chronos wieder um so und so viele Stunden geschädigt haben.

Und der Gesamteindruck bei der Fliegerei? Ein unbergänglich schöner und großartiger. Man merkt nichts mehr vom Staub und Schmutz der Welt, und es ist jedenfalls die reinste Art zu reisen, die sich denken läßt. Die Erde liegt so sauber und ordentlich schachbrettartig unter uns. Besonders die Felder, auf denen die Garben stehen, erfreuen das Auge wie kunstgewerbliche Muster in ihrer Ebenmäßigkeit. Sonderbar wird es einem auch ums Herz, wenn man sein eigenes Haus überfliegt, wie es niedlich klein mit Dach und Garten unter einem liegt. „Da wohnt du also“, denkt man verwundert und fühlt sich ganz losgelöst und befreit von allen irdischen Sorgen, als wenn man schon auf der Fahrt nach einem anderen Gestirn begriffen wäre. Herrlich ist auch der Abstieg aus den Höhen! Wir schwebten noch himmelhoch über den weiten chemischen Fabriken und Schloten von Lebertufen, Duisburg gemaltigen Reich. Da, ein Siebenmeilenstrahl! Und schon hängen wir über Köln, den Dom, eines der höchsten Gebäude der Welt, tief unter uns. Ganz winzig, wie eine Pappschachtelkirche, die sich Knaben zurechtgeleimt haben, ist er mit seinen beiden spitzen Türmen aus unserer Höhe zu schauen. Und nun umfreit das Flugzeug, dem Geier gleich auf sanften Fittichen ruhend, dreimal diesen gotischen Tempel. Jedesmal senkt es sich tiefer zur Erde, bis es schließlich auf gleicher Höhe mit dem verzierten Dachstuhl der Kirche schwebt, um dann auf seinen beiden Füßen auf dem Rhein zu landen, dessen weiche Wellen uns Luftverwöhnten jetzt wie harte Erdschollen vorkommen. Und sofort, kaum daß man den festen Boden wieder unter sich spürt, denkt man: „Wann wirst du das nächste Mal fliegen?“ So wunderbar erscheint es uns gleich in der Erinnerung, dies schöne Waagen, das heutzutage kaum mehr eines ist.

Kenner unserer Dichtung entsinnen sich vielleicht des poetischen Weltkreises zwischen Justinus Kerner und Gottfried Keller. Der gemüthvolle Schwabe hatte grämlich über den Fortschritt der Zeit geklagt und traurig über die triumphierende Technik gesungen. „Ach, bald könnt' werden ja zur Wahrheit das Fliegen, der unsel'ne Traum.“ Da sprang der Schweizer für die neue Zeit mutig gegen den verträumt auf der Seide liegenden und schmälenden Poeten in die Bresche. Mit einem schwungvollen Lied, das schon die stahl-schimmernden Glaswagen feiert, mit denen eine künftige Menschheit mit Sturmeschwingen die Luft durchfahren würde, mit einem Lied, das den verschlafenen abseitigen und nörgerischen Saalebruder auftrüttelt in den Beisen:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griedenwein
Durchs Morgenrot kam hergefahren,
— Wer möchte da nicht Führer sein?“

Das Dittaphon.

Von M. Söfshenka.

Die Amerikaner sind in der Tat ein fündiges Volk. Wieviel außergewöhnliche Entdeckungen, wieviel hervorragende Erfindungen haben sie gemacht! Die Dampfmaschine, die Maschinapparate, die Rotation der Erde um ihre Achse — das alles ist von den Amerikanern und zum Teil von den Engländern erfunden und ausgetüftelt worden.

Und jetzt, gekannt Sie, ist die Menschheit wieder einmal beglückt worden: Die Amerikaner haben der Welt eine besondere Maschine geschenkt — das Dittaphon.

Gewiß, es ist schon möglich, daß diese Maschine bereits etwas früher erfunden worden ist, wir haben sie jedenfalls erst jetzt bekommen.

Es war ein feierlicher und bemerkenswerter Augenblick, als diese Maschine eintraf. Eine Menge Volk hatte sich versammelt, um dieses Wunderding in Augenschein zu nehmen.

Der von allen hochgeachtete Konstantin Zwanowitsch Dersowitsch nahm von der Maschine das Futteral ab und wuschte sie behutsam mit einem Lappen ab. In diesem Augenblick konnten wir uns erst eine Vorstellung von der Größe und Genialität ihres Erfinders machen. In der Tat: die Unmenge von Schrauben, Walzen und geheimnisvollen Hebeln ließ sich nicht abzählen.

Schon der Gedanke allein, daß diese so verwirnte Apparatur den gefährlichen Zweck erfüllen könne, mußte verblüffen.

Ach, Amerika, Amerika, Welch ein großes Land!

Als die Maschine von allen Seiten in Angesehen genommen worden war, äußerte sich der von allen hochgeschätzte Genosse Derewjaskin lobend über die Amerikaner und sprach einige einleitende Worte über die Bedeutung verschiedener Erfindungen. Darauf ging man an die praktische Erprobung der Maschine.

„Wer von euch,“ fragte Konstantin Iwanowitsch, „möchte in diesen genialen Apparat einige Worte hineinsprechen?“ Hier trat der geschätzte Genosse Irlin vor. Ein magerer Mann, lang, zur sechsten Kategorie mit Ueberstunden gehörig.

„Erlaubt ihn mir,“ sagte er, „auszuprobieren.“

Es wurde ihm erlaubt.

Bewegt trat er an die Maschine heran, dachte lange nach, was er eigentlich sagen könnte, brachte aber nichts zustande und trat schließlich mit einer wegwerfenden Handbewegung zurück, im stillen seine mangelhafte Bildung bedauernd.

Darauf trat ein zweiter Genosse an die Maschine. Ohne lange nachzudenken, schrie er in den Trichter hinein:

„Oh, du teuflische dumme Pflanze!“

Sogleich wurde die Walze ordnungsgemäß eingestellt — und man denke! — die gesprochenen Worte lagen plötzlich geschrieben vor der staunenden Menge.

Der allgemeine Pann war gebrochen. Die Zuschauer drängten sich nun an den Trichter und sprachen abwechselnd irgend eine Phrase oder Parteilösung hinein. Und die Maschine zeichnete ergatt jedes Wort auf.

Jetzt trat auch wieder der Genosse Irlin, zur sechsten Gehaltskategorie mit Ueberstunden gehörig, vor und machte einem der Anwesenden den Vorschlag, in den Trichter einen unanständigen Fluch hineinzusprechen.

Der hochgeschätzte Genosse Konstantin Iwanowitsch Derewjaskin verbot es anfänglich kategorisch, in den Trichter hineinzufuchen, und stampfte sogar mit dem Fuß auf, aber schließlich ließ auch er sich für diese Idee gewinnen und aus einem benachbarten Gebäude einen Genossen aus dem Schwarzmeergebiet holen, der als fabelhafter Meister des Fluchens sich allgemeiner Wertschätzung erfreute.

Der Genosse aus dem Schwarzmeergebiet ließ nicht lange auf sich warten.

„Wo“, fragte er, „soll ich fluchen? In welche Oeffnung hinein?“

Schließlich hatte man ihm die Sache erklärt. Da legte der Genosse aus dem Schwarzmeergebiet denn auch los. Er fluchte so fürchterlich, daß selbst der hochgeschätzte Genosse Derewjaskin vor Ueberraschung die Hände zusammenzuschlug. Es war wirklich sehr gesund gestudt, selbst Amerika hätte gestaunt.

Und, o Wunder! Der Apparat verzeichnete auch hier Wort für Wort.

Jetzt begannen die Zuschauer einzeln an den Apparat heranzutreten und in allen Arten und Idiomen zu fluchen. Dann begannen sie verschiedene Geräusche zu machen, mit den Händen zu klatschen, mit den Füßen zu scharren, mit der Zunge zu schnalzen — die Maschine funktionierte weiter.

Erst jetzt erlankte die Zuschauer, von welcher überragender Bedeutung diese Erfindung ist.

Bedauerlich ist es nur, daß sich diese Maschine als etwas zu zart gebaut und für scharfe Laute als ungeeignet erwies. So feuerte zum Beispiel Konstantin Iwanowitsch aus seinem Revolver einen Schuß ab, nicht in den Trichter hinein natürlich, sondern so am Trichter vorbei zur Seite, um die genaue Aufzeichnung eines Schusses fixiert zu sehen — aber was geschah da? — es erwies sich, daß die Maschine zuschanden war. Sie funktionierte nicht mehr.

Von dieser Versuchsseite aus betrachtet, verblissen allerdings die Vorbeeren der amerikanischen Erfinder etwas.

Inmehrin aber bleibt ihr Verdienst um die Menschheit trotzdem groß und bedeutend.

(Aus dem Russischen von G. Baumgarten.)

Der Meskalinrausch.

„Meskalinrausch“ ist eine von der Heidelberger psychiatrischen Klinik herausgegebene Schrift, in der neue Experimente mit einem in Europa bisher unbekanntem Rauschgift behandelt werden. Es handelt sich hierbei um ein Gift, das aus der Kaktee gewonnen wird und den Indianern Mexikos seit langem bekannt ist.

Diese Indianer treiben mit einzelnen Pflanzen einen religiösen Kult, den Peyote-Kult, und behaupten, daß sie nach dem Genuß der Pflanzen göttliche Offenbarungen haben.

Prof. Wilmans, der Leiter der Heidelberger Klinik, wollte feststellen, was für Bewandnisse es mit diesem Gift habe und ob die durch das Gift hervorgerufenen Vorstellungen bei verschiedenen Personen verschiedene Wirkungen ausüben. Die Experimente, die in diesem Falle nicht an Tieren — was ja selbstverständlich ist — vorgenommen werden konnten, wurden an den Assistenzärzten Prof. Wilmans durchgeführt. Die Ergebnisse aus den Experimenten übertrafen alle Erwartungen.

Angefähr eine halbe Stunde nach der Injektion, die sehr schmerzhaft ist, machten sich die ersten Wirkungen des Giftes bemerkbar, die in Halluzinationen bestanden und mit Uebelkeit abwechselten. Der Höhepunkt der Rauschercheinung währte 2 bis 5 Stunden, um dann allmählich nachzulassen. Für gewöhnlich ist die auf den Rauschzustand folgende Nacht schlaflos, um darauf mit Beginn des folgenden Morgens den normalen Zustand erreichen zu lassen.

Durch das Rauschgift werden die seltsamsten Erscheinungen hervorgerufen: Buchstaben scheinen sich gegeneinander zu bewegen, während sich gleichzeitig ihre Größe und Gestalt ständig verändert. Ganze Zeilen scheinen in einer sehr schnellen Bewegung zu sein, bald aufwärts, bald abwärts zu fliehen oder sich vorwärts bzw. rückwärts zu bewegen. Auch das Zimmer verändert seine Gestalt und nimmt die bizarrsten Formen an. Menschen erscheinen bald groß, bald klein, bald dick, bald dünn, kurz in völlig verzerrten Formen.

Außer diesen Gesichtsercheinungen treten aber auch völlig anormale Körperempfindungen auf. So legten die Nerze ihre Empfindungen in Notizen nieder, von denen im folgenden ein Auszug gegeben wird:

„Langsam begann eine unangenehme Kälte den Körper zu durchdringen: eine metallhafte Kälte. In den Handflächen schien die kontante Aushöhlung wie eissiges Metall die Hand bis zum Rücken zu durchstoßen. Dabei ist gleichzeitig ein ununterdrückbares Zähneklappern und eine starke Gänsehaut bei den Versuchspersonen zu bemerken. Sehr auffällig ist eine Ueberempfindlichkeit gegen den Druck der Kleidung oder Unterlage: „Ich fühle am linken Unterschenkel, der dem Liegestuhl unmittelbar aufliegt, die Lücke des Bekleidungsstückes deutlich als kalte Zone. — Der Inhalt meiner Westentasche drückt mich.“

Auch Veränderungen im Körperbau und im Gesicht glauben die im Rauschzustande Befindlichen wahrzunehmen: Die Glieder sind schwer und Starr wie vereist. Der Rumpf ist gewichtslos, die Beine ebern, als ob sie vom Körper fallen müßten. „Ich hatte das Gefühl, ich wäre nur Gesicht und der übrige Körper nicht mehr vorhanden, höchstens die Beine ganz winzig am Rinn. Ich verlor das Gefühl der körperlichen Einheit. Der Gedanke, ich könnte einen Arm oder ein Bein beiseite legen, vom Körper getrennt, kam mir ganz natürlich vor.“

Diese Rauschvorstellungen werden durch äußere Vorgänge stark beeinflusst: „Mit dem Schläge der Uhr tauchte purpurne Farbe auf. Das Licht löste kalte Empfindungen aus. Das laute Bellen eines Hundes zitterte durch meinen rechten Fuß. Das war so deutlich, daß ich den Hund mit meinem rechten Fuß identifizieren zu müssen glaubte. Ich höre Kraken dann großes Trompetengebläse, Schmettern, alles Iniricht. Ich bin Gitterwerk. Was ich sehe, höre ich, was ich rieche, denke ich. Ich bin Musik. Ich bin tastendes Gitter. Alles, was man in Gedanken fassen will, steht man; ich sehe oben einen Gedanken ins Gitterwerk aus mir herausgehen. Alle diese Dinge dachte ich nicht, sondern ich erlebte, fühlte noch sie, und meine Bewegungen waren sie. Ich fühlte, schmeckte, roch den Ton, war selbst der Ton. Es war alles klar, absolut gewiß. Alle Kritik ist Unsinn gegenüber dem Erlebnis des Unmöglichen.“

Es ist außerordentlich merkwürdig, zu beobachten, daß in diesem Rauschzustand auch jegliches Gefühl für Zeit abhanden kommt: „Mir war, als ob ich eine ganz unfassbar lange Zeit fort gewesen wäre. Die Zigarette, die ich rauchte, wurde nicht kleiner. In manchen Augenblicken hatte ich das Gefühl, alles sei aus, regungslos, still gestanden.“

Die ersten Forscher auf diesem Gebiete waren der berühmte Giftekenner L. Lewin und der kürzlich verstorbene Pharmakologe Gester. L. Lewin entdeckte als erster diese seltsame Kaktee, die selbst von ausgezeichneten Kakteenkennern nicht von den Arten unterschieden werden kann, die diese Phänomene nicht hervorrufen. L. Lewin selbst hat bei einem Selbstversuch alle diese Phänomene erlebt, und auch bei ihm traten farbige Visionen und Schwund des Zeitbegriffes für die Dauer des Rauschzustandes auf. Der wissenschaftliche Name dieser seltsamen Kakteeart lautet: Anhalonium Lewini. Wie weit eine Verwendung dieser Forschungen für die praktische Medizin in Frage kommt, ist natürlich noch nicht abzusehen.

Fröhliche Ecke.

Partiewaren.

In Berlin gibt es Geschäfte, in denen jeder Artikel zwei Mark kostet.

Bumm fragt freundlich lächelnd eine Verkäuferin:

„Ach, Verzeihung, wo ist denn hier die Automobilabteilung?“

Schlagfertig.

Als ein sehr beliebter Professor, der deshalb den Spitznamen „Fak“ hatte, einmal in das Kolleg kam, hörte er einen Studenten sagen: „Achtung, Fak kommt!“ — Der Professor ging nach vorn und sagte dann ruhig: „Meine Herren, Sie irren sich! Ein Fak ist von Meisen umgeben, ich aber bin von Unrassen umgeben!“

Der junge Chemann konnte beim besten Willen nicht mehr von dem Kuchen essen, den ihm sein Frauchen stolz vorgesetzt hatte. „Das ist schade,“ sagte sie, „wenn du nicht mehr kannst, mußt du alles dem Hund geben.“ — „Ja, das ist wirklich schade,“ feixte er. „es ist so ein netter Hund!“

Sein Wunsch.

Staatsanwalt: „Haben Sie noch einen letzten Wunsch?“ — Verbrecher: „Ja, ich wünsche, Sie wären an meiner Stelle, Herr Staatsanwalt!“

Scherzfrage.

Wie unterscheidet sich ein glücklicher Chemann von einem unglücklichen? — Der eine hat ein trautes Heim, der andere traut sich nicht heim.

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jurisch, Poznan.